



SABINE GRIMKOWSKI

Meine Normandie



mare



Sabine Grimkowski

Meine Normandie

mare

© 2022 by mareverlag, Hamburg

Karte Peter Palm, Berlin

Covergestaltung Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Coverabbildung Irina Molochnaia / Alamy Stock Vector

Datenkonvertierung E-Book Bookwire

ISBN E-Book: 978-3-86648-807-6

ISBN Hardcover-Ausgabe: 978-3-86648-652-2

www.mare.de

Inhalt

Madame Colette

Auf der Suche nach Marcel Proust

Hôtel des Roches Noires

Ein Haus mit Vergangenheit

Jean

Gestundete Zeit

Ein aschkenasischer Jude mit Pariser Akzent

Bric-à-Brac

La mer

Fast ein Hund

Ein unwiderstehlicher Gentleman

Der kleine Albert und der Mont-Saint-Michel

Schlangen und Drachen

Manga in Bayeux
Kommissar Leblanc

Madame Colette

Wo willst du hin? In die Normandie?«, fragten Freunde mit unverhohlener Verständnislosigkeit, als ich ihnen von meinem Plan erzählte. Alle Welt, zumindest die deutsche, fuhr, wenn es Frankreich sein sollte, in die Bretagne. Warum also die Normandie? Ich hatte mich gerade länger mit Marcel Proust beschäftigt und wollte mir sein »Balbec« ansehen, Cabourg und das Grand Hôtel, in dem er in den Sommermonaten zwischen 1907 und 1914 an seinem großen Werk, der *Recherche*, schrieb. Und wenn schon Normandie, dann auch Trouville und das Hôtel des Roches Noires, wo Marguerite Duras, deren Bücher und Filme zu einem früheren Zeitpunkt eine wichtige Rolle in meinem Leben gespielt hatten, ihre letzten Jahre verbrachte. Und Deauville, wo Claude Lelouch in seinem Nouvelle-Vague-Klassiker *Ein Mann und eine Frau* die schöne Anouk Aimée und den jungenhaften Jean-Louis Trintignant in langen Einstellungen über den scheinbar endlosen Strand laufen lässt.

Diese Normandie suchte ich, den Ort der Literaten und Filmemacher, nichts Präzises, eher etwas Atmosphärisches. Bilder geisterten durch meinen Kopf, und ich hätte nicht sagen können, ob sie tatsächlich von Fotos und aus Filmen stammten oder meiner Fantasie entsprungen waren. Was

erwartete ich? Eine Marguerite-Duras-Normandie vorzufinden, in der die Zeit stehen geblieben war? Oder meine eigene jugendliche Begeisterung wiederzuentdecken, mit der ich in den Siebzigerjahren die neue Welle, die aus Frankreich heranrollte, begrüßte? Oder glaubte ich, in Cabourg, Prousts »Balbec«, auf Spuren des 19. Jahrhunderts zu stoßen? Wahrscheinlich ein bisschen von allem. Mir scheint, ich denke erst jetzt, beim Schreiben, über meine Beweggründe nach. Damals, vor zwanzig Jahren, gab ich, ohne zu überlegen, einfach einem Wunsch nach, einem Impuls, den die Lektüre eines Romans ausgelöst hatte, in dem Erinnerung und Vorstellung über die Wirklichkeit triumphieren. Die Vorstellung an der Wirklichkeit zu messen oder beide in ein Verhältnis zueinander zu bringen, ist ein schwieriges Unterfangen. Häufig stellt sich Enttäuschung ein, manchmal Verwunderung, seltener glückliche Überraschung. Ob ich damals auch nur einen Moment an das Risiko dachte, desillusioniert zu werden, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass mein Kopf angefüllt war mit Bildern, die Gelesenes oder Gehörtes bei mir ausgelöst hatten und die wie Sedimente aus verschiedenen Phasen meines Lebens in mir aufgeschichtet waren. Diesen Bildern wollte ich nachgehen.

Im Mai 2001 nahm ich an der Gare Saint-Lazare in Paris den Zug nach Trouville. Diese Eisenbahnstrecke hat auch Marcel Proust genutzt, als er in die Normandie fuhr, und vor ihm viele andere Pariser und Wahl-Pariser. Bereits 1837 wurde in der Nähe des jetzigen Bahnhofs für die erste Eisenbahnlinie in den Westen Frankreichs eine Station konstruiert, und 1867 besaß die Gare Saint-Lazare annähernd ihre heutige Gestalt. Claude Monet hat auf seinem Gemälde von 1877 eine wild dampfende, in die Bahnhofshalle einfahrende Lokomotive verewigt. Und auf

einem Bild des Kollegen Pissarro, das sechzehn Jahre später entstanden ist, lässt sich ein enormer Auftrieb von Kutschen auf dem Bahnhofplatz beobachten. Um die Jahrhundertwende hatte sich bereits, begünstigt durch die Entstehung luxuriöser Hotels, ein lebhaftes Badeleben an der normannischen Küste entwickelt. Der Zug brauchte damals von Paris etwa fünf Stunden, heute weniger als die Hälfte.

Im Jahr 2001 trug die Bahnhofshalle noch nicht die Zeichen der Umwandlung in einen mehrstöckigen Konsumtempel, der mittlerweile alle Bahnhöfe unterliegen. Sie hatte schon bessere Tage gesehen, aber es war alles für die Reise Notwendige vorhanden, ein Stand mit Croissants und Sandwiches, ein Kiosk mit Zeitungen und Zeitschriften, ein Café. Der Zug, der morgens und abends Pendler in die Hauptstadt bringt, war auf der Gegenstrecke am Mittag fast leer. Als er die Pariser Vororte hinter sich gelassen hatte, nahm er Kurs gen Westen, immer südlich der Seine entlang, die sich wie eine Schlange in zahlreichen Windungen auf ihre Mündung bei Le Havre zubewegt.

Die erste normannische Station ist Évreux. Bis dahin bietet die Landschaft keinen herausragenden Anblick, Felder, Wiesen und Hecken wechseln sich in schöner Eintönigkeit ab. Erst vor Lisieux wird sie waldreicher und etwas hügeliger. In Lisieux thront die Basilika, weithin sichtbar, über der Stadt. Sie ist der heiligen Thérèse gewidmet, die sich der Hingabe an Gott verschrieb und in ihren Gebeten Fürbitte für die Hilfesuchenden hielt. Einige der Bitten sollen in Erfüllung gegangen sein, weshalb sie schon zu Lebzeiten als Heilige verehrt wurde. Mit vierundzwanzig starb die Gottesfürchtige an Tuberkulose. Ein früher Tod trägt bekanntlich zur Entstehung eines Mythos bei, und Thérèses Grab und die Basilika gehören zu den beliebten Pilgerorten von Gläubigen und

Wünschenden. Ich kenne Thérèse aus Joseph Roths traurigem Roman *Die Legende vom heiligen Trinker*, in dem all das Wunderbare, das ihm geschieht, den Helden nicht dazu bringen kann, seine Trunksucht zu überwinden. Wahrscheinlich können Wunder nur dann ihre Wirkung entfalten, wenn man sie nicht nur herbeisehnt, sondern auch fest daran glaubt, dass sie sich erfüllen. Dann erst setzt sich die Triebkraft menschlichen Handelns in Gang.

Kein Wunder, aber eine Überraschung, bescherte mir der Himmel. Ich hatte mir die Normandie grau, regnerisch und stürmisch vorgestellt, war ausgerüstet mit Regenjacke und Wollpullovern. Aber nun: wolkenloses Blau und eine kräftige Maisonnette. Von Pont-l'Évêque - den Namen kannte ich bisher nur von einem cremigen, würzigen Weichkäse, dem Brie nicht unähnlich - war es nicht mehr weit, und der Zug fuhr in den Kopfbahnhof von Trouville-Deauville ein. Die wenigen Mitreisenden strebten eilig dem Ausgang zu. Ich dagegen ließ mir Zeit und betrachtete ausgiebig das normannische Fachwerkgebäude, die Halle mit den beiden Fahrkartenschaltern und einem Kiosk und die beiden Wandgemälde unterhalb der Decke. Eins zeigt Stadtpläne von Trouville und Deauville, das andere die gesamte Normandie, stilistisch erinnern sie an mittelalterliche Landkarten.

Für mich waren Bahnhöfe und Züge schon immer die verkörperte Verheißung von Weite und Fremde. Als Kind hörte ich, wenn ich abends im Bett lag, das Tuten der Lokomotive, die mit ihren Waggons im Schlepptau unser Städtchen in der Lüneburger Heide umrundete. Die Welt rief, und ich träumte mich weit weg in ferne Länder. Im Alter von sechs wagte ich zum ersten Mal den Versuch, eigenständig eine Reise zu unternehmen. Nach der Schule schlug ich nicht den Heimweg ein, sondern begab mich zum Bahnhof, um in einen Zug zu steigen und es

mindestens bis zum übernächsten Halt zu schaffen. Das Vorhaben wurde von einer Tante vereitelt, die mich unterwegs entdeckte und nach Hause brachte. Zum Glück war meine Abwesenheit noch nicht bemerkt worden. Dass ich gelegentlich herumtrödelte, nahmen meine Eltern gelassen hin, aber wenn sie von meiner Reiseabsicht erfahren hätten, wäre ein Hausarrest unumgänglich gewesen. Die Tante hielt dicht, dafür schenkte ich ihr mein Leberwurst-Pausenbrot, das ich mir als Proviant aufgespart hatte.

Die Taxis vor dem Bahnhofsgebäude ließ ich links liegen. Nach dem Stadtplan brauchte ich nur die Brücke zu überqueren, die Trouville von Deauville trennt, und am Flüsschen Touques entlangzugehen, das hinter dem Casino in den Ärmelkanal mündet. Trouville machte auf den ersten Blick einen trägen, behäbigen, verschlafenen Eindruck auf mich. Angler standen am Kai, ältere Menschen saßen auf Bänken in der Sonne, die Hauptstraße war wenig befahren. In der Fischhalle warteten Händler auf Kundschaft. Bei der Brasserie Le Central begann die autofreie Zone der Rue des Bains, kleine Geschäfte reihten sich aneinander, Garne und Wolle, Käse, eine Buchhandlung mit handgeschriebenen Empfehlungen der Besitzerin, Haushaltsgeräte, englische Antiquitäten, Blumen und Arbeitsbekleidung und Schiffsbedarf.

Ohne die Örtlichkeiten zu kennen, hatte ich telefonisch eins von drei Zimmern eines kleinen Hotels gebucht, in der Nähe der Kirche Bon Secours, zu einem erstaunlich niedrigen Preis. Nach Hotel sah das Gebäude nicht aus, und, merkwürdig, die Eingangstür war verschlossen. Auf mein Klingeln öffnete eine ältere Dame in dunkelgrünem Leinenkostüm, mit gelockten Haaren in einem Rotton, der nur der Farbpalette eines Friseurs entstammen konnte. Ich nannte meinen Namen.

»Willkommen in meinem Schloss, Madame.«

Die Dame sagte wirklich »Schloss« und stellte sich vor. Ihren Nachnamen vergaß ich sofort, für mich blieb sie Madame Colette. Sie führte mich die Treppe hinauf in den zweiten Stock. Die trübe Deckenlampe im Flur warf spärliches Licht auf eine Kommode, geblümete Tapeten und den rot gefliesten Fußboden. Die einzige Tür öffnete sich quietschend. In dem Zimmer mit Dielenbrettern befanden sich ein einzelnes Bett aus dunklem Holz, ein Tisch, ein Stuhl, ein kleiner Schrank, der einen leichten Geruch nach Lavendel verströmte, eine Nachttischlampe aus Stoff mit herunterhängenden Fransen. Kein Fernseher, kein Radio. Das sich anschließende Badezimmer wartete immerhin mit der Errungenschaft fließenden Wassers und einer im Raum stehenden Badewanne mit Löwenfüßen auf. Ich war im 19. Jahrhundert gelandet.

Warmes Wasser brauche ein wenig bis hier oben, aber irgendwann fließe es aus dem Hahn, außerdem sei die Elektrik nicht ganz zuverlässig, warnte Madame Colette, ich solle lieber keinen Föhn benutzen. Sie gebe mir im Bedarfsfall gern die Adresse ihres Friseurs. Dann händigte sie mir einen Schlüssel aus und sagte, das Haus gehöre mir, sie erscheine morgens, um mir Frühstück zu machen. Wie? Sie wohne nicht hier? Nein, nein. Und die anderen Gäste? Keine, ich sei der einzige Gast. Wenn Probleme auftauchten, sie wohne nicht weit, nur um die Ecke. Dabei verwies sie auf ein handgeschriebenes Zettelchen auf dem Nachttisch. Das reizende Lächeln der Gastgeberin besänftigte meine leichte Unruhe nicht ganz. »Sie werden gut schlafen«, prophezeite Madame Colette und verabschiedete sich. Ob sie ein Restaurant empfehlen könne, rief ich ihr nach. »Central oder Les Mouettes«, erwiderte sie, sich auf dem Treppenabsatz umdrehend. Die

roten Haare leuchteten im Halbdunkel des Flurs. Dann war die sorglose Hotelbesitzerin verschwunden.

Ich erinnerte mich an ein Foto von Marguerite Duras in der Brasserie Central. Sie ist darauf mit einer Jacke oder einem Mantel in auffälligem Rot bekleidet und trägt eine große, fast viereckige Brille. Angeblich nahm sie dort regelmäßig und an einem bestimmten Tisch ihre Mahlzeiten ein. Getrieben vom Hunger, ließ ich alles stehen und liegen und begab mich ins Central, wo die Zeit zum Mittagessen schon vorbei war und die des Abendessens noch nicht begonnen hatte. Aber man servierte mir eine normannische Fischsuppe mit Croutons und einer knoblauchhaltigen cremigen Rouille. In den folgenden Jahren sollte ich noch oft in den Genuss dieser regionalen Spezialität kommen, aber so umwerfend wie bei diesem ersten Mal empfand ich den Geschmack nie wieder. Meine Liebe zur Normandie begann mit einer Fischsuppe und mit Madame Colettes Märchenschloss. Denn als ich am späten Nachmittag, vom Essen zurückgekehrt, die Tür öffnete, hatte sich das Hotel schon in »mein« Haus verwandelt. Und als ich auf dem Bett lag und beobachtete, wie vor dem offenen Fenster kreischende Möwen und sirrende Schwalben vor dem Hintergrund eines fast dunkelblauen Himmels vorbeizogen, da spürte ich so etwas wie das Glück, am richtigen Ort zu sein.

Während ich das schreibe, wird mir die Einzigartigkeit dessen, was mir damals widerfahren ist, bewusst. Heute würden mit Sicherheit Gesetze und Verordnungen verhindern, dass ein Gast in einem Etablissement beherbergt wird, das nicht den Anforderungen zeitgemäßer sanitärer Anlagen oder moderner Stromversorgung genügt, keine Rezeption besitzt und nicht mit modernen Medien ausgestattet ist. Und dazu noch allein gelassen wird. Vielleicht galten die Gesetze auch damals schon, und

Madame Colette hat sich zu meinem Glück darüber hinweggesetzt. Im Jahr darauf, als ich mich schon im Hôtel des Roches Noires einquartiert hatte, erfuhr ich, dass ich ihr letzter Gast gewesen war. Kurz nach meinem Aufenthalt hat sie das Hotel verkauft, an eine Normannin mit Tochter und Golden Retriever, die nach einer Komplettrenovierung daraus ein charmantes *chambre d'hôtes*, eine Pension mit zwei Gästezimmern, entstehen ließ. Und die bis heute zu meinen Freundinnen zählt. Aber das ist eine Geschichte, die an späterer Stelle erzählt wird.

Madame Colettes Prophezeiung, meinen Schlaf betreffend, erfüllte sich. In dieser Woche schlief ich jede Nacht unergründlich tief. Am Morgen erwachte ich mit dem Gefühl, geträumt zu haben, erinnerte mich aber nie an einen bestimmten Traum. Mir war, als hätte ich mich in einem Meer, einem Ozean von unendlicher Weite und Tiefe, aufgehalten, als sei ich zum Wasserwesen geworden wie Fisch oder Krake. Wenn ich morgens aus meinem nächtlichen Traummeer emporstieg, wartete Madame Colettes Frühstück auf mich. Auf ihrem Weg ins Hotel hatte sie in der viel gerühmten Pâtisserie Charlotte Croissants besorgt, dazu servierte sie gesalzene Butter, selbst gekochte Aprikosenmarmelade, Apfelgelee und einen French Breakfast Tea, der nach Malz und Schokolade schmeckte. Das und vieles andere bei diesem ersten Aufenthalt trugen zu dem Wunsch bei, in Trouville heimisch zu werden. Mich zog nicht die Aussicht auf sommerliches Badeleben an, das im Allgemeinen die Attraktivität normannischer Seebäder ausmacht. Mich lockten weder der Deauviller Boutiquen-Luxus noch Pferderennen noch Spielcasino. Nein, der Ort versetzte mich in eine traumgleiche Atmosphäre, in der sich Tradition und Geschichte, Wirklichkeit und Fantasie, Vergangenheit und Gegenwart vermischten mit etwas, was mich betraf, was

ich aber noch nicht benennen konnte. Ich hatte das Gefühl, als würde ich, von einer Welle getragen, an einen Ort gelangen, den ich nicht kannte, der aber mein Leben nachhaltig verändern sollte.